

Dienst!

Ein Käferroman in drei Tagen von Rudolph Straß

Der 13. Februar.

Na, wird's bald?" Zweimal klirrte die Säbel scheide in ungeduldigem Pochen an das Käfern thor. Stille ringsum. Nur das einjährige Rauschen des Regens durch die Winteracht, ab und zu ein Windstoß, der stöhnd über die finstere, menschene leere Gasse dahinfegt.

Nun nähern sich von innen schwere, schlürfende Tritte.

"Werda?" Die Stimme des Postens klingt verschlafen.

"Passant!" Die schlürfenden Tritte entfernen sich wieder, nach der Wachtluke zu, wo der Unteroffizier mit dem Käferenschlüssel in der Tasche schnarcht.

Nach einiger Zeit lehnen sie wieder. Das Schloß knarrt und schwerfällig öffnet sich das dicke Thor.

Unteroffizier Rother von der sieben ten Kompanie, die heute die Wache stellt, blinzelte, den Helm schief auf dem Kopf, stumpfsinnig in die Nacht hinaus und sah mit einem Ruck zusammen, als er einen Vorgesetzten erkennt. Und noch dazu einen Leutnant der eigenen Kompanie.

Herr von Elde hat mit ein paar anderen jüngeren Offizieren seine Dienstwohnung in der Kaserne.

Der Leutnant tritt ein. Das Regenvorwärter trieft ihm von dem blinzelnden Helm, es rieselt dem Palast herunter und tropft von den Spitzen des dunklen Schnurrbartes.

Er gähnt. "Na—Sie sind's, Rother!—n' bisschen rätscher könnten Sie bei dem Hundewetter wohl aufmachen!"

"Befehl, Herr Leutnant!—ich wußte nicht, daß es der Herr Leutnant war!" —na, 's ist gut!—n' Abend, Rother!"

Guten Abend, Herr Leutnant!"

Aus der Ecke des halbdunklen Thorsangs tönt das Klatschen eines Gewehrs in breiten Handflächen. Dort steht der Posten und präsentiert.

Der Leutnant wirkt ihn ab, wirft einen zerstreuten Blick nach der Käfernsthüre links, wo undeutliches Schnarchen ertönt und eine blauende Dallampe in summierlicher Scheine die abenteuerlich auf der Holzspitze zusammengetrimmten Gestalten übergeht und schreitet dann zur Rechten des wind durchzitterten Genöbels, langsam mit dem Säbel klirrend, die langen Treppen und Gänge hinauf zu seiner Wohnung.

Kein Mensch ringsum, kein Laut! Nichts rührte sich von den zweitausend Menschenleben, denen der weitläufige Gebäudekomplex auf Jahre hinaus die Heimat bedeutet.

Die langgestreckten Gänge liegen öde da, in einem trüben Halbdunkel, das nur alle fünfzig oder hundert Schritte einmal durch den spärlichen Dunstkreis eines Flurlampchens unterbrochen wird.

Wo dieser Kreis hinreicht, da blinzen in seinem gelblichen Scheine einfarbig die Läufe der Gewehre, die, eins neben dem andern, so weit das Auge reicht, längs der Wand in ihren Stützen stehen, neben jedem ein Papptäfelchen mit der Nummer und dem Namen des Inhabers.

Auf der anderen Seite des Flurs sind die Fenster. Sie geben nach den Käfernhöfen zu.

Eines von ihnen steht offen.

Leutnant von Elde lehnt sich daran und blickt hinaus in die Nacht.

Wie aus weiter Ferne tönt durch das Regengeschieß noch der leise Walzer an sein Ohr. In dem Dunkel draußen steigt noch einmal der helle Ballsaal vor ihm auf, segende Schleppen, silbernes Lachen, blonde Schürzen, ein süßer Duft von Blumen und Parfüm, der ihn bis hierher in die schwiegende Weite der Käferne begleitet.

Er versinkt in Träumen.

Da schnart es aus dem Dunkel heraus, hoch oben von den Dächern her, als ob sich ein alter Mann räusperte wollte. Die invalide Käferen-Uhr rüstet sich zum Schlagen.

Jugendlos, in der regendurchzuschlagenen Finsternis, hebt es an, in mattem Glanz.

Eins—zwei—drei—vier—fünf.

Fünf Uhr Morgens! Da wird es mit dem Schlafen heute nichts mehr. Bis man sich mit kaltem Wasser übergesponnen, sich umgezogen und dientserfähig gemacht hat, ist es sechs Uhr vorbei, und um sieben beginnt die Rekruten-Instruktion.

Der Leutnant schreitet mühselig den Gang entlang nach seinen Zimmern.

Unterwegs bleibt er plötzlich stehen und stößt eine der Thüren auf, die zu den Stuben seiner Rekruten führen.

Eine abscheuliche Lust dringt ihm aus dem Raum entgegen, der still und dunkel da liegt. In dem spärlichen Licht, das von dem Flur her einbringt, zeichnen sich undeutlich an den Wänden die Umrisse der Doppelspindeln ab, da-

n den freien Hof hinaustretend, an die Lippen:

Weithin klängt sich an den hohen Wänden brechend und widerhallend, das langgezogene Signal, das die Käfernensprache mit: „Habt Ihr noch nicht lang genug geschlafen?“ überzeugt.

Der Spielmann aber ging weiter, die weitschwingenden Hölle und Winde des Käferengewirrs, und immer wieder tönte die schmetternde Mahnung:

„Habt — Ihr — noch — nicht — lang genug ge-schlafen?“

Da begann es sich allmälig in der Käferne zu regen.

Flimmernde Lichtpunkte tauchten da und dort in den langen Fensterraden auf, in den Gängen halten schwere Tritte und Rufe, über das spiegelnde Steinplatten des Hofes trappeten langsam einzelne Gestalten, in die grauen Mäntel gewiebelt.

„Morgen, Lands!“

„Morgen!“ Man begrüßte sich, ohne sich zu erkennen, denn das Morgengrauen war noch fern.

Aber schon schob unten im Hofe der Käfernentyp mit seinen Leuten die schweren Eisenketten den Laden und rückte ihnen den dampfenden Kaffee und den Morgenchnaps; lächelnd öffneten sich die Flügel des Käfernentores, um den Tag über an die Wand gelehnt zu bleiben, und der Posten vor Gewehr trat aus der Thordwölbung hinaus auf die nach glitzernde Gasse.

Es wurde überall lebendig. Thürenschlagen, eilfertige Laufen durch die Gänge, das Kreischen der Pumpenschwengel an den Wassersteinen, Stimmengeklirr, Gähnen und Fluchen aus den weitgeöffneten Fenstern, das alles klang zu einem regellosen, aufgeregten Lärm zusammen. Ein neuer Tag begann.

Auch in der Mannschaftsküche, die der Musketier Frey, Eldes Bursche, bewohnte, herrschte reges Leben.

Die Fenster waren geöffnet. Verbogen kämpfte die erfrierende Glut des Ofens gegen die kalte, feuchte Winterluft, die von außen eindrang. In ihrem frischen Zuge lädt das Lämpchen über dem großen Tisch, und auch der hellere Lichsfchein, der aus der Ecke, aus dem Verschlage des Unteroffiziers, aufsteigend sich an der Decke widerkippte, zitterte unruhig hin und her.

In diesem Dämmerlicht machte die Mannschaftsküche einen chaotischen Eindruck. Alles war durcheinander: die geruhsamen Betten, die Kleidungsstücke, die über die dreibeinigen Schmelz hingen, die halboffenen Spinde mit ihrem Wirtswort von Uniformen, Putzzeug, Kommissbrot, Stiefeln und anderen Dingen, die nassen Waffentröcke und Hosen, die an quergespansneten Seilen von der Decke schwangen und den unangenehmen Dunkel des feuchten Raumes ausstrahlten.

In dem Durcheinander bewegte sich enggedrängt die Mannschaft, achtzehn oder zwanzig Gestalten in weißen Drillichröcken und klappernden Schuhen. Sie schüttelten ihren Stricksack auf, plantschanden und pladderten in ihren wasserfüllten Steingutschüsseln, in die sie kurzweg den ganzen Kopf hineinstießen und trieben wieder heraus, legten den Gierzierroß vierter Garnitur an, banden mit einem Enden Judenthürnchen die baufälligen Hosentaschen an, wobei sie sich ungeduldig und halb mechanisch an und warf sie von sich, auf das Fensterrüs, auf den Fußboden, wohin es traf—während er in die Nacht hinauspähte.

Dort draußen hatten sich mehrere Fenster erhellt, in dem finsternen alten Gebäude, das die andere Seite der Gasse einnahm.

Das war die Dienstwohnung des Regiments-Kommandeurs, eine Dienstwohnung von beinahe bedächtigstem Umfang. Der verwitwete alte Graf Dahlberg, der mit seiner Tochter da haupte, ließ keiner die Hälfte der Räume leer und unbewohnt.

Da war nun Licht. Man lehrte vom Balle herein.

Das Licht ging durch verschiedene Gemächer. Es verschwand im Erdgeschoss nach dem Hause zu, wo sich der Postestall befand, es kam zurück und hielt sich dann für kurze Zeit in dem Erkerzimmer.

„Herr Leutnant!“ Keine Antwort.

„Herr Leutnant!“ Der Bursche berührte leicht die Schulter seines Herrn. „Herr Leutnant—s' is' halb sieben.“

Elde fuhr auf und starnte ihn gespannt an.

„... halb sieben—sagst Du?“

„Befehl, Herr Leutnant!“

„Donnerwetter!—nun war Elde wieder ganz wach, ... rasch—ich muß mich umziehen—den schlechten Waffenrock—die turze Hose—hohe Stiefel—“

Das lag alles bereit. Der pflichtgetreue Musketier hatte es am Abend vorher schon gerichtet.

„Trittst Du denn heute ein?“ fragte ihn Elde mißmutig aus dem Nebenzimmer, während er sich wusch und umzog.

„Befehl!—Die alte Mannschaft, die nicht auf Wache ist, hat Felddienst. In der Richtung auf Mattenwaag. Der Mann fünf Plazpatronen.“

Mit dem Burschen zusammen verließ auch sein Herr das Amtzweier.

(Fortsetzung folgt.)

Raucht die BONANZA.

General Sacharow.

Der Chef des russischen Generalstabs und seine glänzende militärische Laufbahn.

Der Chef des russischen Generalstabs, General Victor Victorowitsch Sacharow, ein Verwandter des zum amtierenden Kriegsminister ernannten bisherigen Stabschefs des militärischen Distrikts von Turkestan, wurde 1848 in Südrussland geboren und genoß seine erste militärische Ausbildung in der in Aukland berühmten Alexander-Kriegsschule. Schon in dieser Lehranstalt bewunderte er außergewöhnliche Begabung auf dem Gebiet der Strategie und der Taktik. Nach der mit Auszeichnung erfolgten Absolvierung der Alexander-Akademie trat er in die Nikolai-Akademie des Generalstabs ein. In Dienste dieser höchsten militärischen Lehranstalt Russlands verblieb er bis zum Jahre 1876. Beim Ausbruch des russisch-türkischen Krieges wurde er dem Stabschef der operierenden Arme zugewiesen. In dieser Stellung leitete Sacharow zahlreiche Operationen der russischen Truppen auf dem Balkan, und viele Erfolge der russischen Waffen während des Krieges werden seiner Umsicht und Tüchtigkeit zugeschrieben.

Im Jahre 1889 wurde Sacharow dem Oberkommandierenden der Garde und der Truppen des Petersburger Militärbezirks, Großfürst Vladimir,

und vor einer Viertelstunde noch der lichtverflutete Ballsaal, die träumerischen Klänge des Wiener Walzers, und, nach diesen Klängen in seinen Armen sich wiegend, ein süßes, unbestimmtes Eiswachs, eine Wolke von duftigem Tüll, ein Gewirr von traufenden, blonden Locken, das sich an seine Schulter legte, ein großes blaues Augenpaar, das sehnsüchtig und bang zu ihm emporfah.

Nun war der hunte Traum verschlossen. Die Wirklichkeit umgab ihn wieder, die öde Wirklichkeit, Käfernentyp, Lebendiges und Nacht und Regen.

„Ein Hundeleben!“ murmelte er in grimmig vor sich hin, während er seine Thüre aufschloß und in das kalte Zimmer trat.

Dort setzte er sich am Fenster hin, in Waffentrock und Späulett, wie er war, und starnte unentwegt auf die dunkle Gasse.

Vom Licht her übergehend das flackernde Licht der Kerze sein Gesicht.

Keine regelmäßigen Züge, noch wenige ein geistiges Ausdruck in ihnen. Nein, ein mageres, scharfschneidendes Antlitz, schmale energische Lippen, über der Kinnfalte ein Paar scharf spähende Augen, im Ganzen ein Urteil jenes Raubvogeltyps, den manche Geschlechter des märkischen Urabels bis in die Gegenwart bewahrt haben.

Derlei Köpfe imponieren den Frauen. Sie zeugen von Kraft.

Wie elegant hatte er heute wieder vorgetanzt auf dem großen Regimentsball, den er mit Alice Dahlem, der Tochter des Kommandeurs, eröffnet hatte, und wie sicher klappten unter seinem Kommando Quadrille und Menuett.

Die Damenwelt hatte sich denn auch dankbar erwiesen. Ein wildes Gemirr von Rosetonorden bedeckte die linke Seite seines Waffenrodes.

Aber der Leutnant schien nicht gesonnen, die Trophäen nach altem Brauche unter dem Spiegel seines Waffentisches an die Wand zu nageln. Er streifte sie sich ungeduldig und halb mechanisch ab und warf sie von sich, auf das Fensterrüs, auf den Fußboden, wohin es traf—während er in die Nacht hinauspähte.

Dort draußen hatten sich mehrere Fenster erhellt, in dem finsternen alten Gebäude, das die andere Seite der Gasse einnahm.

Das war die Dienstwohnung des Regiments-Kommandeurs, eine Dienstwohnung von beinahe bedächtigstem Umfang. Der verwitwete alte Graf Dahlberg, der mit seiner Tochter da haupte, ließ keiner die Hälfte der Räume leer und unbewohnt.

Da war nun Licht. Man lehrte vom Balle herein.

Das Licht ging durch verschiedene Gemächer. Es verschwand im Erdgeschoss nach dem Hause zu, wo sich der Postestall befand, es kam zurück und hielt sich dann für kurze Zeit in dem Erkerzimmer.

„Herr Leutnant!“ Keine Antwort.

„Herr Leutnant!“ Der Bursche berührte leicht die Schulter seines Herrn. „Herr Leutnant—s' is' halb sieben.“

Elde fuhr auf und starnte ihn gespannt an.

„... halb sieben—sagst Du?“

„Befehl, Herr Leutnant!“

„Donnerwetter!—nun war Elde wieder ganz wach, ... rasch—ich muß mich umziehen—den schlechten Waffenrock—die turze Hose—hohe Stiefel—“

Das lag alles bereit. Der pflichtgetreue Musketier hatte es am Abend vorher schon gerichtet.

„Trittst Du denn heute ein?“ fragte ihn Elde mißmutig aus dem Nebenzimmer, während er sich wusch und umzog.

„Befehl!—Die alte Mannschaft, die nicht auf Wache ist, hat Felddienst. In der Richtung auf Mattenwaag. Der Mann fünf Plazpatronen.“

Mit dem Burschen zusammen verließ auch sein Herr das Amtzweier.

(Fortsetzung folgt.)

Raucht die BONANZA.

Dr. Eisenhart in China.

Interessante Ausschläge chinesischer Mediziner Männer über schwere Krankheiten.

Der „Ostasiatische Lloyd“ bringt unter der Überschrift: „Chinesische Kräuter“, eine Beurtheilung von Krankheiten nach äußeren Merkmalen nach einem chinesischen medizinischen Werke“ eine ganze Reihe von höchst interessanten Aufschlüssen der chinesischen Medizinnanner über merkwürdige Krankheiten, ihren Verlauf und ihr Wesen. Aus den 17 „Paragraphen“ dieses wissenschaftlichen Kodex, die unwillkürlich an die Weisheit und den stilistischen Schwung unserer „Bauernkinder“ erinnern, seien einige herausgegriffen. Paragraph 6 lautet: Wenn das Gesicht rot und die Augen weiß werden und es dem Patienten dabei schwer wird, Luft zu schöpfen, so wird in einem Zeitraum von zehn Jahren ein Schädel entschieden sein. Lebendet er diese Zeit, so kommt er durch. Die Lungen leiden dann durch die allzu hohe Hitze des Herzens. Paragraph 8. Wenn die Augen innen entweder gelb oder schwarz oder weiß werden und sich diese Färbung bis an die Nase und den Mund erstreckt, so ist dies ein schlechtes Zeichen. Der Magen leidet davon der überflüssigen Feuchtigkeit des Lebers. Paragraph 11. Wenn der Kranke den Mund öffnet, wie gewisse Fische, die einen Schleim ausspielen, so wird er es nicht wieder schließen. Der Magen ist färmlich und die Zähne sind ebenfalls schwarz und weiß. Paragraph 13. Wenn der Patient am ganzen Leibe eine durchgehende Verbrennung merkt und der Rücken ihm bliolett anläuft, so wird er es nicht über drei Tage bringen. Der Magen ist alsdann vom Zustand der Leber überhäuft. Paragraph 17. Wenn ein Patient in den Lenden Schweiß fühlt, Rückenschmerzen hat und am ganzen Leibe unruhig ist, so hat er kaum fünf Tage noch zu leben. Wird der Patient ungewöhnlich und steif am Leibe, so hat sich die Krankheit über den ganzen Körper ausgedehnet; in sechs Tagen wird der Kranke sterben.

Bemerkenswerthe Entdeckung.

Altrömische Pferde in Benedig—Die frühere Geschichte der Baguanenkadi.